

FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 18/2011



Die neue Sachlichkeit

Editorial	S. 2
... and Justice for all	S. 3
Die tiefe Sonne	S. 6
Wo bleibt der neue Kottan?	S. 7
Bilderwitze (Thomas Glatz)	S. 9
Zwielicht in Nordamerika	S. 9
Kommunikationsversuche VI (Thomas Glatz)	S. 11
Aus dem Plattenarchiv	S. 12

Editorial

Hallo Zusammen,

„Die Dinge zu Ende bringen.“ Ein merkwürdiger Anspruch. Ist das Ende doch meist ein selbst gesetztes bzw. als solches deklariertes Ereignis. Die Arbeit an der Nummer 18 ist auf jeden Fall zu Ende. Nicht, weil es nichts mehr zu sagen gäbe oder derzeit schon genug gesagt ist. Es ist schlicht der Quartalswechsel, dem die Friktionen sich verpflichtet haben, und die das Ende quasi von Außen setzen. Man könnte zu Recht fragen warum das überhaupt nötig ist. Pdf's halt dann, wenn alles da ist, was man für eine Ausgabe braucht. Aber kommt der Zeitpunkt ohne termingebundenes Konzept? Finden die Dinge ihren Abschluss, auch wenn sie niemand ‚zu Ende‘ bringt? Kann etwas fertig werden, ohne dass es jemand für fertig erklärt? Gibt es Vollendung ohne einen dazu gehörenden performativen Akt? Und ist Etwas vollendet, wenn darüber keine Einigkeit besteht? So oder so ist der hiermit gesetzte Abschluss auch diesmal nicht ohne die engagierte Unterstützung von Thomas Glatz zustande gekommen. Er zeichnet für einen weiteren Bilderwitz und neue Kommunikationsversuche verantwortlich.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, Dezember 2011

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
Schwanthalerstr. 94
80336 München

... and Justice for all

Anfang Dezember schaffte es ein Forschungsergebnis der OECD¹ bis in die deutschen Nachrichten zur Prime Time. Die Organisation scheint sich unter anderem auch mit den langfristigen Tendenzen im Bereich der Einkommensentwicklung der Bürger der Staaten zu beschäftigen, die ihr angehören. Die Verteilung der Einkommenshöhen quer über die Bevölkerung ist dabei wohl Teil des Untersuchungsdesigns und ein zusammenfassendes Statement zu einem aktuellen Forschungsbericht aus diesem Bereich schaffte es weitgehend unmodifiziert in die Tagesschau, Zitat: „In Deutschland ist die Einkommensungleichheit seit 1990 erheblich stärker gewachsen als in den meisten anderen OECD-Ländern. In den 80er und 90er Jahren gehörte das Land zu den eher ausgeglichenen Gesellschaften, inzwischen liegt es nur noch im OECD-Mittelfeld. Das geht aus der Studie „Divided we stand – Why inequality keeps rising“ hervor [...]“.² Fragen der Sozialpolitik sind an sich nicht das Kerngeschäft der Organisation, die als Koordinierungsgremium der Industriestaaten vor allem die Wirtschaftsentwicklung der Mitglieder fördern soll. Dieser Schwerpunkt könnte auch als Erklärung dafür dienen, dass weder in der Presseerklärung, noch im zusammenfassenden Bericht zur Untersuchung der Begriff ‚Gerechtigkeit‘ eine echte Rolle spielt.

Trotzdem macht diese Entwicklung der OECD Sorgen, zumindest wenn man sich am Text der Presseerklärung weiter entlang hangelt: „Zunehmende Ungleichheit schwächt die Wirtschaftskraft eines Landes, sie gefährdet den sozialen Zusammenhalt und schafft politische Instabilität – aber sie ist nicht unausweichlich“, sagte OECD-Generalsekretär Angel Gurría.³ Es geht hier – und das passt dann wieder problemlos zum Auftrag der Organisation – lediglich um die Nebenfolgen dieses Prozesses, die die Wirtschaftsentwicklung beeinträchtigen könnte. Es geht hier um ein Dispositiv namens ‚Sicherheit‘. Der gesellschaftliche Frieden könnte gestört werden und genau der ist ein Element im Standortwettbewerb. Unter ökonomischen Gesichtspunkten hat eine befriedete Gesellschaft geringe Sicherheitskosten, wenn man seinen Geschäften nachgeht. Eine große Disparität in der Einkommensstruktur ist für jeden, der über ausreichende materielle Ressourcen verfügt unter rein ökonomischen Gesichtspunkten erst einmal kein Problem an sich, ganz im Gegenteil: eine große Kluft zwischen arm und reich beschert günstige Personalkostenstrukturen und macht entsprechenden Reichtum durch billige Verfügbarkeit jeder Art von Dienstleistungsjobs noch angenehmer. Trotzdem soll man aber noch unbehelligt auf die Straße gehen können. Genau hier liegt das sinnentlehnte Optimum derjenigen, die nicht im unteren Bereich der Einkommenspyramide spielen. Die Presseerklärung der OECD zu ihrem akribischen Datenfriedhof ist ein ganz typisches Beispiel für den aggressiven Umgang mit den Legitimitätsverlusten, die die Industriegesellschaften in den letzten 20 Jahren vollkommen konsequenzfrei hinnehmen mussten. Es scheint, dass das Mittel den Thron des Zwecks bestiegen hat und keiner sich mehr wundert. Noch bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts war die Frage des Wachstums bzw. der Wirtschaftsentwicklung relativ eng mit der Vorstellung eines Wohlstands für alle verbunden, mit dem Konzept sozialer Mobilität und einer Gesellschaft, die das Ziel verfolgte nicht auszuschließen.

¹ Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung.

² http://www.oecd.org/document/54/0,3746,de_34968570_35008930_49176950_1_1_1_1,00.html.

³ A.a.O.

Es lässt sich zwar problemlos aufzeigen, dass diese Vorstellung in hohem Maße eine soziale Konstruktion war, die selbst für die Industrienationen nur partiell zutraf, trotzdem blieb die Frage einer positiven Sozialentwicklung für alle im Zentrum der Auseinandersetzungen. Die Angriffe auf die Idee des ‚Wirtschaftswachstums‘ gruppierten sich um Fragen der Nebenfolgen (Ökologiedebatte) einerseits und um Fragen der globalen Gerechtigkeit (Wohlstand zu Lasten Dritter, Entwicklungen in der damals so genannten ‚Dritten Welt‘) andererseits. Der Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme und das Ende der Wachstumsquoten in den 30 Jahren nach dem zweiten Weltkrieg beraubten die Heilsversprechen der Marktwirtschaft sowohl ihrer Notwendigkeit als auch ihrer Evidenz und das interessanterweise ohne erhebliche gesellschaftliche Friktionen. Das Ende der Wertediskussionen ging erstaunlicherweise mit der Ausbildung eines durchaus vorraussetzungsvollen Pragmatismus einher, ein Pragmatismus, der dann Fragen der Einkommensverteilung durchaus im Einklang mit der Debattenlage als Sicherheitsproblem diskutieren kann.

Dabei verletzen die im Bericht der OECD geschilderten Entwicklungen beinahe alle gängigen Gerechtigkeitsvorstellungen, die die Philosophie und Sozialwissenschaft in den letzten 100 Jahren entwickelt hat. Als ein Beispiel kann die Theorie der Gerechtigkeit des amerikanischen Philosophen John Rawls gelten.⁴ Bei ihm handelt es sich um das Beispiel eines Denkers, der normative Aspekte jenseits der Ökonomie und dessen individuellen Rationalismus zwar schon verabschiedet hat, aber über eine spieltheoretisch aufgeladene gesellschaftliche Vertragssituation trotzdem zu übergreifenden Gerechtigkeitsgrundsätzen kommt. Es geht dabei um Prinzipien, denen jeder Einzelne grundsätzlich zustimmen würde, hätte er keine Informationen über seine materielle, soziale und intellektuelle Ressourcenausstattung in der konkreten gesellschaftlichen Situation, in der dann zu leben ist. Unter diesen Voraussetzungen würde jeder – so Rawls – neben der Einräumung eines Systems gleicher Grundfreiheiten für alle vor allem auch dem sogenannten Differenzprinzip zustimmen. Dieses Prinzip zielt vor allem darauf, dass jedes System von Güterverteilung so einzurichten ist, dass nicht die optimale Gütermenge dabei entsteht, sondern, dass die am Schlechtesten gestellten das erreichbare Maximum erhalten. Die individuelle Zustimmung zu diesem Aspekt leitet Rawls als dem Risiko ab, das für den Einzelnen besteht genau in die Situation zu geraten zu den am Schlechtesten gestellten zu gehören. Bezogen auf eine Wirtschaftsentwicklung würde diese Regel bedeuten, dass jedes ‚Wachstum‘ (welche Probleme an sich mit dem Begriff auch verbunden sein mögen) daran zu messen ist, ob die am schlechtesten Gestellten davon profitieren.

Man braucht keine Untersuchung der OECD um die Verletzung dieses plausibel wirkenden Gerechtigkeitsgrundsatzes in den letzten 20 Jahren zu konstatieren. Diese Entwicklung ist so stark in den Diskurs und den Erfahrungshintergrund der meisten Bundesbürger eingelassen, dass es schon einer Organisation in der Größe und Bedeutung der OECD bedarf, um den Schild kommerzieller medialer Verwertungslogik zu durchschlagen und eine Tagesschaumeldung zu erzeugen. Trotzdem ein kurzer Exkurs in die konkreten Zahlen. Der Teil der Untersuchung, der die Bundesbürger als Meldung an sich erreicht hat lässt erst einmal noch keine Rückschlüsse auf die Verletzung des Differenzprinzips zu. Steigende Disparitäten verletzen diese Setzung nicht unbedingt, wenn auch die am Schlechtesten ge-

⁴ Vgl. John Rawls – Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt am Main 1979.

stellten Zugewinne haben. Auf den ersten Blick haben die Empiriker der OECD ihre Zahlen so aufbereitet, dass eine solche Verletzung nicht evident wird. Konkret hat laut dem Report das untere Dezil in der Einkommensverteilung (das entspricht den am schlechtesten verdienenden 10%) per annum noch eine Steigerung von 0,1% vom Gesamtzuwachs abbekommen (Inflationsbereinigt). Das ist zwar nahe an Nichts, wäre aber noch eine Steigerung, die dem Differenzprinzip entsprechen würde (vorausgesetzt, dass es keine andere Verteilung gäbe, die die gesamte Gütermenge auf demselben Niveau beließe). Dieser Schluss beruht aber auf der Clusterung von Zahlen, die im Bericht gesetzt sind. Es wäre interessant zu wissen, wie es um die Steigerungsraten der letzten 5% oder gar 1% steht. In diesem Bereich ist von teilweise drastischen Verschlechterungen auszugehen. Derzeit beziehen in der Bundesrepublik Deutschland über 4,5 Millionen ALG II. Das sind rund 5,5% der Bevölkerung, die mit hoher Wahrscheinlichkeit die Verletzung des Differenzprinzips und damit der Gerechtigkeitsvorstellungen von Rawls für sich reklamieren könnten. Dabei folgt selbst diese Argumentation sowohl einer individualisierenden als auch einer ökonomischen Logik und stellt damit nur eine äußerst sanfte Veränderungen der kommunikativen Rahmenbedingungen her, die aktuell in diesem Bereich herrschen.

Die OECD selbst kann aufgrund ihrer Struktur und ihres Auftrags diesen Rahmen kaum verlassen. Entsprechend heißt ihr Credo denn auch Bildung, Bildung, Bildung, denn staatliche Umverteilung alleine könne das Ganze nicht auffangen bzw. diese Entwicklung bremsen. Was auf den ersten Blick gut klingt (wer kann schon etwas gegen Bildung haben?) ist letztlich auch eine individualisierende Antwort, die eine mögliche (historische? schon immer virtuelle?) Solidargemeinschaft weiter aufkündigt. Es ist zwar unbestritten, dass in den Industrieländern eher Arbeitsplätze mit hohen Qualifikationsanforderungen ein auskömmliches Einkommen gewährleisten, aber das Prinzip dahinter ist klar. Es geht um die Gestaltung eines Lebens in der Erwerbsarbeit und das in Eigenverantwortung – ob sie nun ausreichend zur Verfügung steht oder nicht. Probleme mit diesem Modell werden dann immer auf dieser Ebene bearbeitet inklusive entsprechender Schuldzuweisungen und Vorführung des persönlichen Scheiterns in Reality-Soaps in den einschlägigen Formaten des Privatfernsehens. Strukturelle Fragen werden dabei ausgeklammert, ihr Verschwinden aus dem öffentlichen Raum ist auch eine Aussage, nämlich die der Nichtbearbeitbarkeit dieser Perspektive. Die zunehmende Abkoppelung relevanter Teiler der Bevölkerung von der Wohlstandsentwicklung ist nur noch ein Problem der persönlichen Bildungsbemühungen und Karriereplanung und lösgelöst von Fragen der ‚Gerechtigkeit‘ oder überhaupt normativen Ideen, die in Zweifelsfall gesellschaftlich auszuhandeln wären, nicht nur für die OECD. Wozu auch? Unser Wirtschaftsmodell setzt die Rahmenbedingungen unseres Lebens und Handelns und diese Setzung wird nicht mehr als historisch kontingent gesehen, sondern als unhintergebarer Rahmen der postmodernen und postpolitischen Existenz.

Die tiefe Sonne

Wenn die Sonne tief steht, wird die Welt in Milde und Endlichkeit zugleich getaucht. Die aggressiven Seiten des Sommers stellen keine Bedrohung mehr dar. Weder Sonnenbrand, Dehydrierung noch Hitzschlag können einem zusetzen. Man ist dankbar für diese Sonnenstrahlen, die von einem Himmelskörper kommen, der zumindest für das laufende Jahr seine besten Zeiten hinter sich hat. Er ist die Macht von gestern, kein Nachtreten bei angeschlagenen Kombattanten ist hier das Motto. Sonnenschein im Herbst würde man gerne noch als Spätsommer einstufen und weiß doch, es ist nur die angenehme Seite der Jahreszeit, die das Sterben vorbereitet und teilweise exekutiert. Dieses Bild vom Untergang hat vermutlich auch der österreichische Autor und Kulturkritiker Karl Kraus im Sinn gehabt, als er sich zum zetern über den Zustand ‚seiner‘ intellektuellen Landschaft hinreißen ließ: ‚Wenn die Sonne der Kultur niedrig steht, werfen selbst Zwerge einen langen Schatten‘ ist eine ihm zugeschriebenen Einschätzung des Umfelds, in dem er lebte, schrieb und an dem er oft genug sozial scheiterte. Die Milde der Herbstsonne hatte der Mann bei diesem Diktum wohl kaum im Auge (würde auch nicht zu seinem Oevre passen), sondern eben die Idee des Niedergangs – ein durchaus voraussetzungsvolles Motiv. Es scheint ihm um die Vorstellung eines absinkenden intellektuellen Niveaus zu gehen oder schlicht um den zunehmend verbreiteten Mangel der Fähigkeit zu denken.

Erkennen kann man diesen Niedergang offensichtlich am jeweils Einzelnen, sei er nun (geistiger) Zwerg oder Riese. Es gibt in diesem Bild wohl prinzipiell herausragende Menschen, die denkerische Größe repräsentieren und wahrscheinlich (im Sinn des Konzepts) auch leben. Das riecht ein bisschen nach intellektueller Elite und Genie und dem Gefühl in einer Zeit zu leben, die beides nicht zulässt, sondern vor allem dem ‚Mittelmaß‘ gesellschaftlichen Raum gibt. Den Ekel vor öffentlich geäußelter Dummheit und dreisten Phrasen selbstüberzeugter Ignoranz, vor der Herrschaft der geistigen Einfachmacher kennt jeder und es tut gut diese Abscheu in einem netten sprachlichen Bild benannt zu bekommen. Nur: woher stammt die Legitimation, diesen ‚Mittelmäßigen‘ den Raum streitig machen zu wollen (neben der Überzeugung es ‚besser‘ zu wissen. Eine Überzeugung die oft gepaart ist mit der Abscheu davor für dieses bessere Wissen im öffentlichen Raum einzustehen)? Es ist halt doch die Sehnsucht nach den platonischen Philosophenkönigen und deren Herrschaft gemäß den besten Ideen. Demokratisch ist das nicht und Raum für den Mittelmäßigen, der auch einmal etwas gelten will, bleibt dann auch keiner. Es ist darüber hinaus fast ein Allgemeinplatz des Kulturpessimisten, dass ‚seine‘ Zeit die mieseste ist und das Ende des Denkens noch nie so nah war, wie jetzt gerade (es ist dabei allerdings noch zu anmerken, dass Kraus in ‚seiner‘ Zeit wohl auf zynische Weise damit Recht hatte. Seine Leben endet nach der Machtübernahme der Nazis mit einem obskuren Verkehrsunfall 1936).

Was kann uns das Diktum von der ‚tief stehenden Sonne der Kultur‘ denn schlussendlich mitgeben (außer dem guten Gefühl kein Zwerg zu sein, denn schließlich haben wir erkannt, dass es nur solche gibt und die Sonne eben tief steht)? Leider eher wenig. Es ist ein Bild, das zutiefst pessimistische Züge trägt. Was nützt es, bei solch einem kulturellen Sonnenstand selbst noch ‚Größe‘ zu erreichen? Den Lauf des Gestirns wird es wohl kaum ändern. Wer soll das entsprechende Wachstum intellektueller und kultureller Kompetenz noch wahrnehmen, wenn es eh schon so viel Schatten gibt? Und Hilfe aus

dem Meer der Zwerge bei der eigenen Entwicklung ist auch kaum zu erwarten. So bleibt das Denken dann ein zutiefst individuelles Projekt – Entwicklung als Sinn des eigenen Selbst, als ein vermeintlicher Weg zu mehr Integrität. Man hat halt dann eine bessere Sicht auf den Sonnenuntergang, der folgerichtig aber weniger romantische, als mehr depressive Züge trägt.

Wo bleibt der neue Kottan?

Letztens hat sich eine Fernsehlegende zurück ins Kino gequält. Eine Neuverfilmung von Kottan wurde gegeben und so schlecht besprochen, dass man gar nicht mehr hingehen mochte. Trotzdem bleibt ein wehmütiger Blick zurück. Zurück zur Legende Kottan zu Beginn der achtziger Jahre, in der gut gemachte Subversion aus Österreich zur besten Sendezeit auch in Deutschland ausgestrahlt wurde. Wenn man die alten Produktionen heute durchsieht, dann funktionieren sie immer noch. Das aber nur unter der Prämisse der Kenntnis des Entstehungszeitraums, der frühen achtziger Jahre. Man ist sich schnell sicher: so würde gutes Fernsehen heute nicht mehr aussehen. Aber warum? Oder anders gefragt: wie sähe ein guter Kottan heute aus?

Die Qualität der Serie lässt sich an wenigen Aspekten festmachen. Gute Darstellungen von Milieus, die in der schönen Welt der kapitalistischen Moderne noch nicht wirklich angekommen sind, ja wahrscheinlich nie ankommen werden. Ihre Struktur, ihre ‚Identität‘ haben sie aber trotzdem noch – und sperren sich gegen jedwede Ermittlungserfolge des Major Kottan und seiner Truppe. Verfremdungseffekte und Querplünderungen des kulturellen Feldes ergänzen diesen Rahmen, in dem sich Kottan mit mehr oder minder Erfolg bewegt. Am Ende stehen noch Anreicherungen des Konzepts mit running Gags und subversiv-depressivem Klamauk. All das macht eine Serie aus, die vor allem eines sagt: so funktioniert es nicht! Alle sind bemüht und niemand bekommt was er will oder verdient. Das ständige Scheitern an den eigenen Wünschen und Sehnsüchten ist fundamentaler Teil der running Gags. Der Polizeipräsident Pilch wäre gern respektiert bei seinem Mitarbeitern und beim Kaffeeautomaten – beides bleibt aussichtslos. Der ewige Assistent Schramml wäre gern klug und weltgewandt – schafft es aber nur in einer Folge, in der die Lösung des Falls sein Zufallstreffer bleibt. Und Kottan? Kottan möchte eigentlich nur zurecht kommen. Mit seinem proletarischen Hintergrund ist er eigentlich zu smart für den Job, den er macht, hat aber nicht das kulturelle Kapital für was Höheres und will vor allem verhindern, dass jemand merkt, dass er da eigentlich nicht richtig reinpasst. Deswegen die ständigen Versuche endlich als Interpret von popkulturellen Klassikern genug Geld zu verdienen. Wunderbare Unterhaltung. Und heute? Wo sind diese Positionen heute im gesellschaftlichen Feld zu finden und wie wären sie zu beschreiben? Die Milieus der Perspektivlosen haben jede darstellbare Identität verloren. Da gibt es keinen Stolz und keine Widerborstigkeit, nur die Ressentiments sind geblieben. Das Scheitern an Wünschen und Sehnsüchten ist keine besonders spannende Thematik mehr. Es gehört zu den Kernkompetenzen der späten Moderne Sehnsüchte und Wünsche quasi unbemerkt von einem Selbst auf das Machbare zu reduzieren. Wie soll man da noch ernsthaft Scheitern als solches erleben? Und der smarte, fehlpositionierte Held mit der proletarischen Herkunft? ‚Proletarier gibt’s kaan!‘ ist man da versucht zu sagen. Und die Verleugnung dessen, was man glaubt zu sein ist längst impliziter Teil der meisten Arbeitsplatzbeschreibungen. Wie wäre all das filmisch

umzusetzen? Sind das überhaupt die Phänomene, die eine piktographische Umsetzung brauchen? Was wäre ein treffender Kottan der 10er-Jahre?

Er hat noch immer Kollegen, klar. Sie pflegen auch einen durch Rituale stabilisierten Umgang, klar. Ein eindeutig zugeordneter Trottel? Schon da gewesen. Ein mögliches Setting funktioniert vielleicht so: Kottan macht seinen Job mit stoischer Gelassenheit, arbeitet die Fälle runter. Sonntag ist er im Stadion, Hooligan mit Passion, vor allem bei Auswärtsspielen, wo er den Kollegen nicht über den Weg läuft. Schremmers Defizite ist nicht unbedingt offensichtlich. Er neigt zu rechtsradikalem Gedankengut, lebt das aber nur in der Freizeit aus. Im Büro kennt er sich genau aus, wenn es um politisch korrekte Textblöcke in Protokollen oder Verhören geht. Schramml ist ein Österreicher mit nigerianischem Migrationshintergrund. Die Stelle bei der Polizei stellt einen sozialen Aufstieg dar. Sein latent rassistisches Wiener Umfeld veranlasst ihn zu einem völkisch angehauchten Rückzug auf seine ‚Identität‘. Die ethnischen Konflikte in seiner alten Heimat verfolgt er genau und mit detailliert ausformulierten Vorurteilen gegen die ‚anderen‘. Der Polizeipräsident Pilch ist als Person quasi gar nicht vorhanden. Er ist ein professioneller und kühler Verkünder bürokratischer Standards. Er weiß immer was offiziell zu sagen und zu tun ist und beharrt auf dieser Position. Das fällt ihm leicht, weil er ist taub und muss darum nicht zuhören. Die Protagonisten werden in jeder Folge durch andere Schauspieler dargestellt. Einer der wenigen running gags ist die Eingangsfrage der Kollegen untereinander ‚Bist Du heut der Kottan?‘ Zu den Ermittlungsergebnissen trägt das Trio eher wenig bei. Man macht das übliche: Zeugen befragen, Aussagen aufschreiben, zum Gerichtsmediziner laufen und Berichte abholen, DNA-Tests anfertigen lassen, Kameraüberwachungen auswerten und manchmal ruft auch jemand an, der was gesehen hat. Eine dieser Aktivitäten, die eher Zufallscharakter haben und nach Standards abgewickelt werden, führen dann zum Erfolg und man hat den Täter / die Täterin.

Ist das dann noch lustig? Eher nicht. Fällt dann doch eher in die Kategorie ‚Beschreibung mit absurden Einsprengeln‘. Die intelligente und subversive Posse ist das noch lange nicht, aber die scheint ohnehin in der Krise. Postmoderne, Postdemokratie, Postfordismus. Kann man da überhaupt noch Linien schlagen, die auf humoreske Weise anecken? Jeder darf alles, außer Leistung verweigern. Aber auch die ist auch nicht mehr eindeutig klar und umrissen. Der Wille, sich nach bestem Wissen und Gewissen durchzuwurschteln und dabei vor den Anderen nicht schlecht dazustehen kann man nur schwer durch den Kakao ziehen und dabei noch Lacher ernten. Das könnte auch daran liegen, dass uns als Gesellschaft die großen Erzählungen abhanden gekommen sind. Es geht nicht mehr um die Auseinandersetzungen um das was ist unter Zuhilfenahme von Denksystemen, die sich als ein gesellschaftliches ‚Außen‘ definieren. Es ist kein Zufall, dass der Drehbuchautor Helmut Zenker, der das Universum von Kottan geschaffen hat, Altkommunist war. Das schärft den Blick und legt Linien bezüglich der Frage, wer überhaupt vorgeführt werden soll und anhand welcher Kriterien der Empörung. Subversion ohne Idee eines Seinsollens – daran scheitert die Phantasie, wenn es um einen runderneuerten Kottan geht.

Bilderwitze



Thomas Glatz

Zwielicht in Nordamerika

Die Wolken hängen tief in einem kleinen Kaff im Bundesstaat Washington. In Forks ist das Leben übersichtlich und die Grundfarbe grün-bläulich. Wir befinden uns im Setting einer äußerst erfolgreichen Teenagersaga namens ‚Twilight‘. Die Allgemeinplätze sind schnell erzählt: melancholisch-tiefsinniges Scheidungskind zieht von Mutter zu Vater, aus der Sonne in den Regen eines Bundesstaates an der Grenze zu Kanada. Sie tut sich am Anfang schwer, sich in der neuen kleinstädtischen Umgebung einzuleben und verliebt sich dann doch in einen coolen und schweigsamen Mitschüler. So weit, so klassisch. Doch jetzt kommen die Gimmicks. Der Angeschmachtete ziert sich erst, steht dann aber auch auf sie. Problem: es handelt sich um einen gut aussehenden Vampir. Ein ganzer Clan hat sich am Rande der Kleinstadt eingenistet. Hört sich erst einmal nach einem Romantik-Slasher an, ist aber nicht so. Die Vampire sind nämlich Humanisten. Das Menschen austrinken haben sie sich abgewöhnt, stehen mehr auf friedliche Koexistenz. Das ist zwar gegen ihre Natur, aber man will sich offensichtlich weiter entwickeln, zu den Guten gehören. Auf dieser Basis darf sich die Liebesgeschichte denn auch entwickeln. Der naturgemäß etwas bleiche, ebenfalls melancholische Lover ist schließlich moralisch kosher und damit ein legitimes Liebesobjekt. Die kulturell-biologischen Unterschiede zwischen den Liebenden produzieren natürlich jede Menge Schwierigkeiten, die den Handlungsrahmen mehr oder minder sinnfällig füllen und Feinde aus dem Reich der Gespenstermystik gibt's in der Gegend natürlich auch. Das sind im konkreten Fall die Indianer-Werwölfe, mit denen unser melancholisches Mädchen denn auch zufällig aus historischen Jugendtagen befreundet ist (die sind natürlich

auch die Guten, nur anders). In diesem Rahmen hat Autorin Stephenie Meyer vier Jugendromane gebastelt, die international kommerziell ziemlich abgeräumt haben und alle verfilmt worden sind.⁵

Es gibt hier eine im wahrsten Sinne des Wortes unsterbliche Teenager-Liebe, die – und das ist der Dreh- und Angelpunkt – sich nicht sexuell erfüllen kann. Denn im Falle körperlicher Liebe gibt es beim Mann/Vampir Probleme mit dem Kontrollverlust – an sich ja Sinn der Sache, kann nur bei Vampiren offensichtlich den Beißreflex auslösen, sozusagen eine Aktivierung der Nebentriebe. Das Problem zwingt das Paar quasi in die platonische Version, ihre Beziehung bleibt erst einmal eine ‚reine‘ Liebe aus dem Blickwinkel einer puritanisch-religiösen Auffassung dessen, was Mann und Frau vor allem verbinden soll. Hier findet sich eines der Kampffelder des konservativen Gesellschaftsflügels der USA wieder: no sex until marriage. Aber nicht nur das. Als selbstgewählter Entschluss geistert die Idee der jungfräulichen Heirat, des ‚Sich Aufbewahrens‘ schon länger durch die Debatten des puritanischen Amerika. Nur – und das ist jedem echten Konservativen ein Dorn im Auge – es bleibt letztlich jeweils eigener Lebensentwurf in einer pluralistischen Situation. Quasi mein Bier. Ich kann daraus keine Forderungen für Andere ableiten, so sehr die Idee der ‚moral majority‘ das auch nahe legen mag. Hier findet sich eine weitere Achse der Tetralogie. In der Liebe Mensch-Vampir ist die Keuschheit eine Notwendigkeit, die sich aus einer höheren (‚biologischen‘) Gewalt speist. Die Übertretung dieses naturgesetzlichen Tabus (das an sich ja schon der Traum eines jedes Konservativen ist) wird mit dem Ende der eigenen Existenz als Mensch bestraft. Die Frau stirbt oder wird Vampir. Der zweite Weg steht ihr auf jeden Fall zur Erfüllung ihrer Liebe offen. Eine Art Vermählung, die dem Begriff ‚für immer‘ eine ganz neue Bedeutung verleiht. Das Setting von Twilight aktiviert so im Fantasy/Vampirkleid das Konzept der reinen, keuschen Liebe – nicht als postmoderne individuelle Entscheidung, sondern als naturgesetzlichen Zwang.

Die Figur des quasi vegetarischen Vampirs verstärkt dabei die puritanische Grundtönung der Tetralogie. Es geht um Enthaltbarkeit, Askese und das Versagen von Genuss zur Erreichung der Glückseligkeit, die hier durch das Phänomen repräsentiert wird, vor sich und der eigenen Gruppe als ‚gut‘ dazustehen. Frei nach dem Motto ‚hey – wir essen keine Menschen‘, unser Clanführer ist sogar Arzt (einfühlsam, aber bleich), der ist auf der Helferseite. Dieses ‚Gute‘ rechtfertigt die Liebe des menschlichen Teenagers zum moralisch reifen Vampir (der nebenbei gesagt auch noch über hervorragende Manieren verfügt. Können sie die heutigen Blagen sich echt mal eine Scheibe von abschneiden!). Es ist eine religiöse Erzählung, die da die Bedürfnisse der Teenager nach Romantik und Verstandesein und gleichzeitig den aktuellen Trend zur Fantasy bedient. Anders als manche Konkurrenz, die sich komplett in mittelalterliche Welten zurückzieht, hat Meyer auch das Motiv ‚American High School‘ nicht aus den Augen verloren. Das gibt zusätzlich Interest Points in der Gruppe der 12 bis 16-jährigen Mädchen und kleistert vielleicht die sprachlichen Schwächen zu, die die Saga in Buchform neben der konservativen Botschaft begleitet.

⁵ Der letzte ist als Film noch nicht erschienen. Hier scheint Harry Potter Schule gemacht zu haben. Buch vier wurde in zwei Filmteile gesplittet, um die finanzielle Verwertungskette zu ‚optimieren‘.

Kommunikationsversuche VI



Berlin (DE), 2010
Frankfurt (DE), 2010
München (DE), 2010
Ober Eschbach (DE), 2010
Schwangau (DE), 2010



Thomas Glatz

Aus dem Plattenarchiv

Slime – Slime I (1981)

Es ist naheliegend in einer Rubrik, unter dem Titel ‚Plattenarchiv‘ firmiert, vermeintlich stilbildende Veröffentlichungen, bevorzugt zu behandeln. Solch ein Vorgehen bei der Auswahl setzt dabei auf die These, dass die entsprechenden Veröffentlichungen eine (sub-)kulturelle Entwicklung geprägt haben und dass man durch die entsprechende Rezeption ein tieferes Verständnis für eine bestimmte Entwicklung gewinnen könnte, quasi eine implizites ‚pars pro toto‘ im kulturellen Begreifen.⁶ Bespricht man Slimes Debutalbum aus dem Jahr 1981 unter diesem Gesichtspunkt, so folgt man damit erst einmal der ‚offiziellen‘ popkulturellen Geschichtsschreibung, die in dieser Veröffentlichung den Gründungsmoment des sog. ‚Deutschpunk‘ verortet. Die dezidiert linke politische Positionierung, deutsche Texte und die Orientierung am Prügelpunk a la Exploited und GBH generierte Anfang der 1980er Jahre viele Nachfolger, die ein in vielerlei Hinsicht vergleichbares Feld beackerten. Die inhaltlichen Eckpunkte sind dabei verkürzte ressentimentgeladene Topoi der Linken einerseits und proletarisch aufgeladener Hedonismus andererseits. Viele Einzelthemen werden in den kommenden Jahren über dutzende von Veröffentlichungen auch der Nachfolger variiert.

Berühmt geworden ist der Angriff auf das Phänomen des Nationalismus, insbesondere in seiner deutschen Ausprägung, wie immer bei Slime nicht unbedingt in feinfühligem oder politisch korrekter Art formuliert (Deutschland).⁷ Die Träger der Staatsgewalt zählen auch nicht unbedingt zu den beliebten gesellschaftlichen Gruppen des Deutschpunkers und stellen darüber hinaus eine Kontinuität zum NS-Staat dar (Bullenschweine, Polizei SA-SS). Eine These, die Slime übrigens von den ansonsten so verhassten 68ern übernommen haben und deren nimmermüde Formulierung sicherlich auch der Tatsache geschuldet war, dass die lokale Polizei im Normalfall mit der damals neuen Form jugendlichen abweichenden Verhaltens nicht besonders zimperlich verfahren ist. Krieg und Militarismus sind grundsätzlich abzulehnen (We don't need the Army). Diese Haltung scheint sich aber vor allem aus dem Antifaschismus und einer Abneigung gegen Disziplin und Uniformierung zu speisen. Die Haltung gegenüber Gewalt in den konkreten sozialen Beziehungen bleibt ambivalent. Auf's Maul hauen ist nicht grundsätzlich abzulehnen, wenn es ‚die Richtigen‘ trifft. Bier ist Lebenspraxis, und ist dabei – working class rules – Kernrauschmittel überhaupt. Härteres Zeug oder gar halluzinogene Drogen passen nicht zum gestandenen Punk (Karlsquell, 1,7 Promille Blues). Wie schon gesagt orientieren sich Slime musikalisch über weite Strecken an den eher prügelligen Vertreter des englischen Punks. Hier wird der Sucher nach den Wurzeln des Deutschpunkts am ehesten einschlägig fündig, es sind die Stücke an denen sich die Epigonen in den kommenden Jahren am ehesten orientiert haben und deren Wirkung Slime selbst auf ihren eigenen späteren Platten nachgegeben hat. Ihren Erstling haben sie allerdings musikalisch bunter gehalten, trotz einer durchgängig grauenhaften Produktion (was ja auch

⁶ Schwierig an dieser Annahme ist vor allem das ‚toto‘. Eine Ganzes einer kulturellen Strömung zu denken, ist eine gefährliche Art der Vereinheitlichung, zwar kaum überwindbar zur Gewinnung von ‚Überblick‘, trotzdem ein Ableger des abendländischen Begriffsdenkens, das den prozessualen und diskursiven Charakter dessen, was geschieht in einem Maße in den Hintergrund drängt, die den Phänomenen nur noch verkürzend, eben ‚begreifend‘ gerecht werden kann.

⁷ Das kann man Slime allerdings nur bedingt zum Vorwurf machen. Die Entwicklung einer sprachlichen ‚political correctness‘, die alles lässt wie es war nur die Sprache abschleift, steckte 1981 noch in den Kinderschuhen und wäre sicherlich zu einer durch die Band bekämpften Tendenz geworden.

wieder ‚Punk‘ ist). Es finden sich Reggae, Blues und englischer Pubrock zwischen ‚typischen‘ Slime-Nummern.

Slimes Debut gab dem deutschen Punk ein Gesicht und führte zu einer Verengung auf politische Themen (inklusive deren inhaltliche Ausgestaltung). Der deutsche Punk soff Bier, war Antifa und fand die Bullen scheiße. In gewisser Weise nahm diese Verengung der Bewegung in ihrer deutschen Ausformulierung einen Teil ihrer Radikalität. Die Subversion, die zu einem nicht geringen Teil in der Erschütterung von ästhetischen und musikalischen Formen, Ritualen und Formaten bestand, wurde durch eine neue ‚geschlossene‘ Tradition zwar immer noch antithetisch bekämpft, aber eben mit dem Mittel einer eigenen, abgeschlossenen Welt. Die Verunsicherung, die der Punk durch seine radikale Definitionsoffenheit zustande brachte, brach damit ein. Man konnte wieder mit dem Finger auf einen Slimepunker zeigen und sagen ‚das ist Punk‘ (und alles Andere nicht). Im Nachhinein erweist sich Slime I und die Geschichte der Rezeption dieser Platte als ein Prozess der Schließung, als eine merkwürdige Überwindung der Krise der Authentizität, auf die der Punk ursprünglich reagiert hat.

Life ... But How To Live it? – Green/Burn (1992)

Unterstellt man Popkultur die grundsätzliche Möglichkeit, Politik wenigstens im eigenen Mikrokosmos treiben zu können, dann ist Hardcore als politisierte und asketisierte Weiterentwicklung des Punk zumindest genderpolitisch gescheitert. Augenfällig wird das vor allem in der Konzertsituation. Sowohl auf als auch vor der Bühne waren und sind vor allem junge Männer zu finden, die das Geschäft mit erheblichen körperlichen Einsatz betreiben. Da wird geschrien, gesprungen, gepogt, geschwitzt und geschubst. Kurzum: man findet einen Habitus vor, der die geneigte Damenwelt – zumindest bei klassisch-bürgerlicher Sozialisation – nicht ins Zentrum der jeweiligen Abendbeschäftigung setzen würde. Selbst wenn man das spießig findet – es wirkt und führt dazu, dass Frauen im Hardcore eine zahlenmäßige Minderheit darstellen. Nicht, dass kein Versuch existiert hat, dieses Dilemma mit den Mitteln des Genres zu bearbeiten. In den 1990ern thematisierte die sogenannte ‚Riot Grrrr!‘-Bewegung in den USA die männliche Dominanz in der gitarrenorientierten Subkultur. Bands wie Bikini Kill, Babes in Toyland und L7 nahmen explizit feministische Positionen ein und erlangten auch innerhalb der Szene einen gewissen Bekanntheitsgrad. Mehr als eine Episode in der Geschichte des Genres blieb die Bewegung indes nicht. Die Akteursverteilung sieht heute nicht anders aus als vor 20 Jahren.

Life ... But How To Live it? wurden zwar in ihrem Sound erheblich durch die Stimme der Sängerin Katja Benneche Osvold geprägt, müssen aber unabhängig von der ‚Riot Grrrr!‘-Bewegung begriffen werden. In der kurzen Aktivitätsphase von 1989-1994 prägte die Band aus Oslo vor allem den europäischen Hardcore in seiner autonom-politisierten Ausprägung. Das hochenergetische Brett wird hier immer durch komplexe und strukturreiche Gitarrenarbeit zersplittert. Die Welt ist in der Hochgeschwindigkeit zerbrochen und die moralischen Ansprüche an dieses zerreißende Gefüge werden dazwischen geschrien. Es gibt viel zu sagen, aber die dichte Gesangslinie muss gegen den Lärm der Gitarren arbeiten. In den Songs von Life ... But How To Live it? ist eigentlich immer alles auf virtuose Weise zu viel. Hier spiegelt sich die Erfahrung eines öffentlichen Raums, den man nur als einen bereits dissonant gefüllten erleben kann. Hier bekommt man nicht quasi generisch eine Position, hier muss

man sich eine erschreien, ersingen. Der Rahmen ist bei der Band größer, als bei den Riot Grrrls. Es geht nicht nur um einen Feminismus, der in der eigenen Szene durchgesetzt werden soll, sondern um die Perspektiven linker Politik im allgemeinen.

Green/Burn von 1992 ist dabei eine Sammlung von Singles und Compilationbeiträgen und zeigt in sechs Songs das Spektrum der Band vor ihrem letzten Studioalbum. Zusammen mit dem Longplayer ‚Day by Day‘ aus dem Jahr 1990 bildet die EP die musikalischen Höhepunkte in der kurzen Existenzphase der Osloer ab. Ein wunderschönes Beispiel für das, was das Genre in den 1990ern politisch, musikalisch und lebensweltlich noch konnte.

Ween – The Mollusk (1997)

College-Radio, ein Begriff aus den neunziger Jahren und mehr als die Beschreibung eines Genres. Im Fahrwasser der Independent-Bewegung der 1980er-Jahre beginnt eine neue Generation kleiner Labels nicht nur die Produktion von Popmusik zu demokratisieren, sondern dabei ‚alles mögliche‘ auszuprobieren (letztlich dann vor allem aber aus musikalischer Perspektive). Der Rahmen dessen, was produziert und veröffentlicht werden kann, erweitert sich in dieser Zeit, schon lange vor Internet 2.0 und Youtube. Die schrulligen, originelleren, kritischigeren und qualitativeren Elemente dieses Phänomens fanden ihren Weg in den Äther vor allem über kleine nichtkommerzielle Radios, die amerikanischen Universitäten angliedert waren. Eine der Lieblinge dieser Verbreitungsakteure waren zweifelsohne Ween. Auf dem Höhepunkt ihres Schaffens, den man zwischen 1994 und 2000 ansiedeln kann, gelang es ihnen, die Frage ‚Wer sind Ween?‘ zumindest im Sinne einer musikalischen Genrezuordnung komplett unbeantwortbar zu machen. Das Plündern der Popmusikgeschichte, zitieren und ‚verweenen‘ all dessen, was seit 1950 an populärer Musik entstanden war, kennzeichnet ihr Schaffen und kann gleichzeitig als typisch für das Collegeradio dieser Zeit gesehen werden. ‚The Mollusk‘ aus dem Jahr 1997 stellt den künstlerischen Höhepunkt dieser Phase dar. Querplünderung trifft hier auf unglaublich gut gelauntes Songwriting. Der geneigte Hörer bekommt Material zu hören, das eher aus dem amerikanischen Unterhaltungskabaret stammen könnte (‚I’m Dancing in the Show Tonight‘, ‚Waving my Dick in the Wind‘), die Sound- und Songwelten der siebziger Jahre bedient (‚The Mollusk‘, ‚Mutilated Lips‘, ‚It’s gonna Be (Alright)‘, ‚Ocean Man‘), in ein irisches Pub gehört (‚The Blarney Stone‘), Allgemeinplätze des Liebeslieds bedient (‚Cold Blows the Wind‘), Elektrogitarrengefickel darstellt (‚I’ll be Your Jonny On the Spot‘) oder die Ästhetik des zeitgenössischen Indierocks plündert (‚Polka Dot Trail‘, ‚The Golden Eel‘, ‚Buckingham Green‘). Es ist eine Art der Annäherung an Popkultur, die Absatzbewegungen gegenüber der Historie, die jede neue Generation quasi als Grundgesetz juveniler Rebellionsentwicklung zwangsläufig leisten muss in einer affirmativ-parodistischen Weise angeht. Ween boten damit einer jungen anintellektualisierten Schicht die Möglichkeit mit Genuss und Augenzwinkern die Musik der Väter zu konsumieren, aber im eigenen Gewand. Einem Gewand, das immer auch ‚nur Hülle‘ darstellt, wissend, dass Popkultur letztlich immer nur um ein leeres Zentrum kreist. Ween haben dabei diese postmodernen Planetenringe der Leere unglaublich schön und unterhaltsam besetzt.

Sie waren damit in gewisser Weise die weiter entwickelte Variante der ‚They Might Be Giants‘, mit denen sie zeitweilig auch die Labelzugehörigkeit teilten. Es ist die absurde, perspektivenmultiple Sicht

auf die (Musik-)welt, die beide Bands zu charmanten Trägern unterhaltsamer Musik im besten Sinne des Wortes macht. ‚The Mollusk‘ bildet zusammen mit dem Vorgänger ‚Chocolate & Cheese‘ ein Brennglas mikrokosmotischer popkultureller Recyclingaktivität, um die in den neunziger Jahren das amerikanische Collegeradio kreiste. Die Qualität des Songwritings trägt auch über den pophistorischen Blick hinaus und eignet sich nach wie vor bundesdeutsche Autobahnfahrten ihre ästhetische Brutalität zu nehmen.

Superpunk – Wasser marsch! (2001)

Es poltert ein bisschen, die Höhen geraten gern aus der Balance. Eine garagige Produktion nennt man das dann wohl, musikalisch läuft das, was Superpunk uns bieten unter ‚Nothern Soul‘. ‚Wasser marsch!‘ führt uns deutschsprachig durch Welten der Gescheiterten, der ehrlich Empörten und der nach wie vor Suchenden und dazu passt dann auch das musikalische Programm. Groove nach Möglichkeit schon, aber das Soundkostüm bleibt brüchig. Wir können nicht so viel, haben aber trotzdem das Recht etwas zu sagen oder besser: etwas zu zeigen. Den jungen Mann, der nicht in die Welt passt, den Arbeiter, der sich über die Geschäfte seiner Firmenleitung empört, den Partytypen, der das Unglück magisch anzieht oder die Brüder, die durch eine dilettantische Entführung sich endlich Zahnärzte leisten wollen, die eine saubere Praxis haben.

Superpunk bedienen sich altertümlicher, aber trotzdem reflexiver Motive der klassischen Arbeiterbewegung, gesetzt in einen postmodernen, metropolitanen Rahmen. Ihr Vokabular spiegelt dabei immer wieder die Zeit, in der auch Teile ihres musikalischer Steinbruchs stehen: die 50er und 60er Jahre. Superpunk ist ein Projekt, das am ehesten so etwas wie Haltung vermittelt, Haltung und Strategien, wie eine solche unter Aufrechterhaltung der eigenen Würde in den Nullern und Zehnern überhaupt aussehen kann. Es spielt dabei keine Rolle, dass die Mitglieder von Superpunk selbst nicht im eigentlichen Sinn Arbeiter sind – eher Vertreter des kulturarbeitenden Mittelstands, verteilt über die Metropolen, die solche Arbeitsplätze am ehesten bieten – Hamburg, München und Berlin. Authentizität ist dabei nicht ihr Problem. Warum auch? Ein Kunstprojekt kann sich problemlos jenseits der eigenen Biographie verorten und den Proletarier einfach in den Figuren der Songs geben. Gestehen wir ihnen diesen Ansatz einfach als einen erfolgversprechenden zu und stützen das Ganze dann noch mit Zizek: ‚Ein ‚Proletarier‘ zu sein, bedeutet, eine bestimmte subjektive Haltung [...] einzunehmen, was im Prinzip von jedem Individuum getan werden kann. [...] Die Linie, die diese beiden gegenüberliegenden Aspekte im Klassenkampf voneinander trennt, ist also keine ‚objektive‘ [...], die zwei bestehende gesellschaftliche Gruppen trennt, sondern letzten Endes eine radikal subjektive, zu der die Haltung gehört, die Individuen zum Wahrheits-Ereignis einnehmen.‘⁸

Superpunk wissen, dass ein reines selbstidentisches Beharren auf dem Wahrheitsereignis in popkulturellem Kontext nicht besonders sexy ist und schon aus diesem Motiv heraus spielerische Entfremdungsmomente in sich aufnehmen muss. Das gelingt ihnen auf ‚Wasser marsch!‘ auf höchst unterhaltsame Weise.

⁸ Slavoj Zizek – Die Tücke des Subjekts, Frankfurt am Main 2010, S. 316. Zizek bezieht sich mit dem hier verwendeten Begriff des Wahrheits-Ereignisses dabei auf die Ansätze von Alain Badiou.